

KULTUR

BERLIN

Das Schloß muß fallen

Für die Pflege und Weiterentwicklung des großen deutschen Kulturerbes in allen Teilen Deutschlands, so hängt, 500 Meter vorm Berliner Schloß, ein rotweißes Transparent mit der „Kampfparole der Nationalen Front des demokratischen Deutschlands“. Das Berliner Schloß ist nach der SED-Ideologie kein „deutsches Kulturerbe“.

„Dieser Bau wurde errichtet von Untertanen, die als Leibsklaven Akkordarbeit verrichten mußten“, gutachtete Dr. Gerhard Strauß, Kunsthistoriker und Ministerialrat im sowjetzonalen Ministerium für Volksbildung über die Schloßruine. Er befürwortete die Sprengung des „Denkmals der Reaktion und des Feudalismus als ein Beispiel des imperialistischen Untergangs“.

Am 6. September blinkten die renovierten Kreml-Kuppeln neu vergoldet. Einen Tag später begann mit der Sprengung des „Grünen Huts“ das Ausradieren des einzig noch vorhandenen Schlüter-Baus, des Berliner Schlosses.

In den Briefen anerkannter Kunsthistoriker an die Piecksche Staatspräsidenten-Kanzlei standen Worte über „Kulturbarbaren“. Das ostzonale Amt für Informationen entschuldigte sich nachträglich im „Neuen Deutschland“. „Der bisher auf 80 Prozent geschätzte Umfang der durch die anglo-amerikanischen Bomber angerichteten Zerstörungen des Berliner Schlosses war viel zu gering angesetzt.“

Das SED-Zentralkomitee bemühte sich vor dem ersten Sprengschuß krampfhaft, die geplante Vernichtung des Berliner Schlosses gegenüber der Öffentlichkeit durch Gutachten zu rechtfertigen. Aber die Fachleute waren sich einig, daß sich die fast restlos erhaltene Fassade und ein Teil der Innenräume des Schlüter-Baus wiederherstellen ließen.

Amtlich anerkannt wurde dann aber das Gutachten des Dr. Strauß. Er hatte seine ideologische Festigkeit schon beim Abreißen der Junkerschlösser in der Bodenreform bewiesen. Seine wissenschaftlichen Verdienste traten weniger offen zutage.

„Erstmalig in der Geschichte des deutschen Volkes hat das in seiner Majorität regierende Volk das Recht, der Stadt ein Antlitz zu geben, das der Größe seiner Gegenwart entspricht“, machte sich Dr. Strauß zum Sprachrohr der SED-Polit-

Büros. Das Schloß sei ein Hindernis bei dieser Neuordnung.

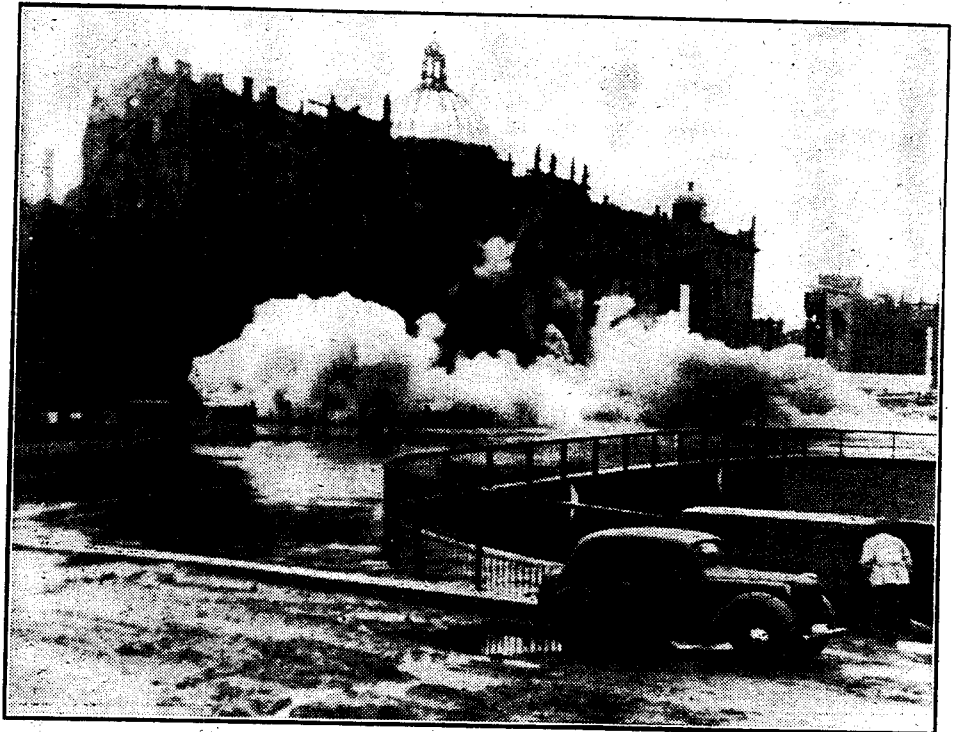
Das freut den ostsektoralen Stadtarchitekten Dr. Liebknecht. In seinen Ab- und Aufbauplänen steht die Liquidierung des Berliner Schlosses an erster Stelle. Seine Kollegen nennen den Namensvetter Karl Liebknechts den „roten Schlüter“, weil er Berlin zu Klein-Moskau machen will.

Nach Dr. Liebknechts Entwürfen soll bei der Neugestaltung das gesamte Gelände um den Lustgarten in einen Aufmarschplatz der Massen verwandelt werden. Begrenzt durch eine Tribüne für 3000 volksdemokratische Ehrengäste, errichtet auf den Fundamenten eines feudalistischen

birgt“, gibt die Ostpresse ihr Plazet. Die Wirklichkeit sieht anders aus.

Der Weiße Saal hat auch noch nach 1945 repräsentative Ausstellungen gesehen. Die zu ihm führende Treppe, der Elisabeth-Saal und die majestätische Architektur des Schlüter-Hofes sind noch gut erhalten. Die Lücken in den Fassaden ließen sich ohne größeren Aufwand schließen.

Das Berliner Schloß war der Höhepunkt im Schaffen des „Michelangelo des Nordens“, Andreas Schlüter. Kaspar Theys hatte 1538 begonnen, die Reisingenburg in ein wohnliches Schloß umzubauen. Aber weder ihm noch Johann Arnold Nehring mit seiner Rundbogengalerie im Stil Jer-



Platz gemacht für den „Platz des Roten Oktober“

Schlosses, mit Blickrichtung auf das Brandenburger Tor, dessen zerstörte Quadriga durch ein „Symbol des Fortschritts“ ersetzt wird. Bis zum 1. Mai 1951 soll der „Platz des Roten Oktober“ fertiggestellt sein.

„Bei dem gegenwärtigen Zustand des Schlosses kann man sowieso nur noch von einer ausgehöhlten Ruine sprechen, hinter der sich ausgeglühter Schutt ver-

Hochrenaissance noch dem erfindungsarmen Gründer gelang es, dem zusammengestückelten Bau die architektonische Einheit zu geben.

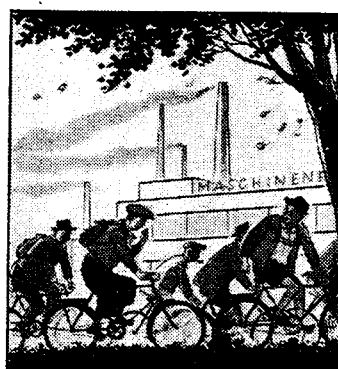
Erst Andreas Schlüter entwickelte den phantasievoll ausschweifenden Reichtum der Architektur und die schweigerischen Dekorationen der Prunkräume, denen die späteren Schloßbaumeister Eosander von Göthe, Schinkel und Johann Gotthold



Am Feierabend entschädigt die Gartenarbeit für den weiten Weg zur Arbeitsstelle.



Aber Frau Hartmann ist immer besorgt, wenn ihr Mann täglich bei Staub, Regen oder Kälte zur Arbeit fährt, denn er erkältet sich leicht.



Er räuspert sich so viel, daß sein Arbeitskamerad auf ihn aufmerksam wird.



„Hier, Wybert schützt vor Husten und Heiserkeit. Wybert - ein guter Rat für Radfahrer!“
Wybert in Apotheken und Drogerien

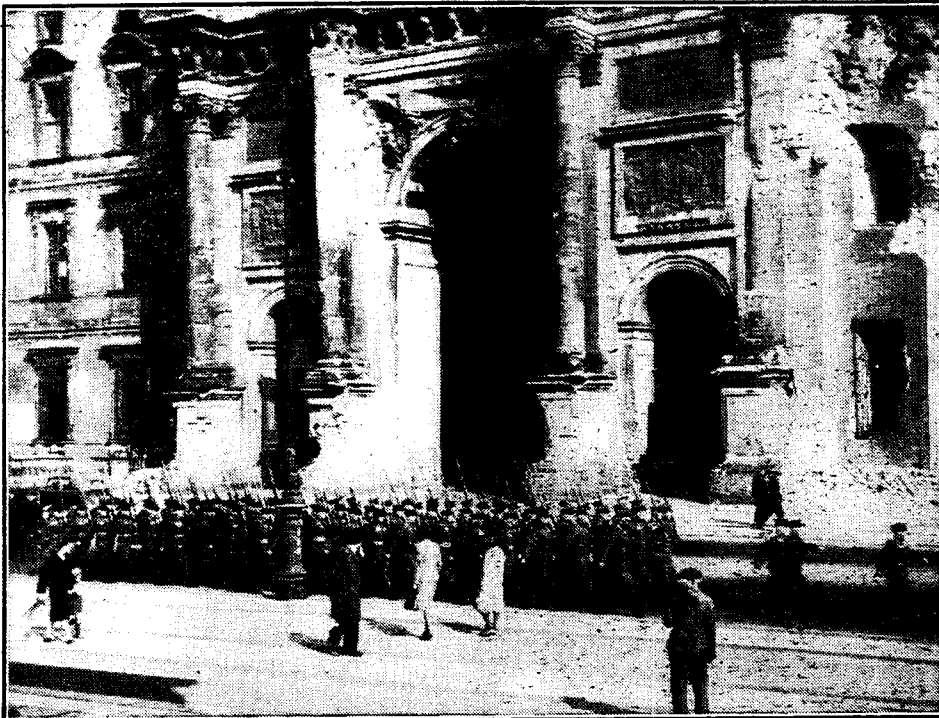
Langhans nichts Gleichwertiges hinzufügen konnten.

Schlüter aber wurde die Residenz der späteren preußischen Könige und deutschen Kaiser zum Verhängnis. Der hochfliegenden Plänen nachjagende Baumeister zerbrach bei dem Versuch, etwas Unmögliches zu erzwingen.

Amerikanische Bomben zerstörten die vorbarocken Teile des Berliner Schlosses an der Spree-Seite. Sie wären nie wieder zu rekonstruieren gewesen. Doch der jetzt gesprengte „Grüne Hut“ hätte mit seinem fast zwei Meter dicken Mauerwerk aus märkischen Granitfindlingen als Ruine erhalten bleiben können. Er war das letzte

seine Pensionierung durch die hessische Regierung mit dem Osten liiert. Jetzt hat sich der Nationalpreisträger auch bei der Ostregierung unbeliebt gemacht. Mit einer für die Ostzone erstaunlichen Zivilcourage protestierte er öffentlich gegen die Schloßsprengung.

Als das ohne Erfolg blieb, erschien der Professor beim ostsektoralen Berliner Oberbürgermeister Fritz Ebert. Der empfing ihn nach zweistündigem Warten zu einer Zehn-Minuten-Audienz. Anschließend hielt Oberbürgermeister Ebert vor der provisorischen Volkskammer eine lautstarke Rede. Unter Beifall verkündete er: „Das Schloß muß fallen.“



„Denkmal der Reaktion“ — Schlüter-Bau wird liquidiert

Stück mittelalterlicher Umwehrung des alten Berlin.

Fachkundige Kräfte hätten noch manches Wertvolle retten können. Aber neben 20 Steinmetzen aus Sachsen dürfen nur einige von der Ostpresse als Wissenschaftler deklarierte Ost-Berliner und Greifswalder Studenten der gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät unter dem Greifswalder Kunsthistoriker Professor Karl-Heinz Clasen im Schloß arbeiten, um unliebsame Enthüllungen zu vermeiden.

Was sie enthüllten, setzte besser renommierte Kunsthistoriker in Erstaunen. Das wissenschaftliche Kollektiv fand u. a. heraus, daß die berühmte Marmortreppe gar nicht aus Marmor, sondern aus Marmorstück bestehe.

Die Proteste der westlichen Universitäten und der Vorwurf der Kulturbarbarei störten die SED empfindlich. Kronzeuge Dr. Strauß wurde zum Prügelknaben, auf den man die Verantwortung abwälzte. Er mußte inzwischen seinen Dienst quittieren.

Bekannte Gelehrte setzten sich nach der Schloßsprengung nach Westen ab. Professor Richard Hamann ist neben Geheimrat Justi, dem Generaldirektor der ehemaligen Staatlichen Museen Berlins, jetzt die einzige Prominenz unter den ostzonalen Kunsthistorikern. Er liest sowohl in Marburg als auch an der Berliner Humboldt-Universität.

Der 71jährige Gelehrte hatte sich in den ersten Nachkriegsjahren aus Aerger über

risch scharmant: es sei ihm gleich, ob einer seine Filme möge oder nicht, er bleibe trotzdem sein Freund.

„Ich drehe ja keinen Film“, ist Cocteaus Programm, „ich schreibe in Bildern“. Ein Film entsteht unter Cocteau's Händen, sehr feinen, schlanken, immer bewegten Händen, wie ein Gedicht, ein Theaterstück, ein Bild. Kunstinteressierte Geldgeber ermöglichen es ihm, den Film als Kunst und nicht als finanzielles Unternehmen zu sehen. Er lasse sich auch nicht etwa von einem Film zum anderen hetzen, meinte Cocteau, leicht erstaunt, als man ihn in Hamburg nach seinem neuesten Filmwerk fragte.

Einen Nachteil allerdings habe der Film allen Künsten gegenüber: er könne nicht auf den Erfolg warten. Man sei geradezu dazu verurteilt, sofort mit einem Film Erfolg haben zu müssen.

„Film ist für mich Tinte, Ausdrucksmittel“, definierte er lächelnd. Da war er auf seiner Deutschland-Fahrt schon in Berlin angekommen. Mit einem Mikrophon und drei Westberliner Studenten stand er, von Scheinwerfern bestrahlt, auf der Bühne der Maison de France, Kurfürstendamm, Ecke Uhlandstraße.

„Dichter sind genau“, bestimmte Cocteau. Die Journalisten findet er weniger genau: „Ich habe gelesen, daß ich immer schwarz gekleidet war. Aber nein, das ist blau! Und daß ich klein sei. Bin ich so klein?“

Nur der Meinung, daß er ein kleines Clowngesicht habe, stimmte Cocteau freudig zu. Nach alter Clownsitte, mit traurigen Augen und lächelndem Mund. Er selbst nennt sich den „Arlequin du Palais Royal“. Dort, inmitten von Paris, wohnt er, einer der typischsten Pariser.

„Wenn ich deutsch spreche, bin ich krank“, bekannte Cocteau und sprach meistens deutsch. Dabei war er zum erstenmal und erst seit drei Tagen in Deutschland. Aber ein Düsseldorfer Kindermäd-

BÜHNE UND FILM

ORPHEUS

Cocteau weinte

Kreideweiß verließ Jean Cocteau den Zuschauerraum, um die Vorführung seines Films „Orpheus“ abstoppen zu lassen. Beim Umspulen der französisch üblichen 300-m-Rollen auf deutsches 600-m-Format hatte es Wirrwarr gegeben.

Die zu Ehren Jean Cocteaus versammelte Prominenz sah „Orpheus“ bei der Hamburger Festvorstellung im Esplanade-Theater nur zur knappen Hälfte. Nach 40 Minuten Pause mußten die Gäste den Rückzug antreten.

Nachts um halb zwei Uhr hatten Cocteau und die Techniker in den Film wieder Ordnung hineinbekommen. „C'est terrible“, wiederholte Cocteau immer wieder, während er die Errettung seines „Orpheus“ für die zweite Auflage der Festvorstellung, die dann am nächsten Tage war, überwachte.

Bescheiden, fast zart, trat Cocteau im einfachen blauen Anzug zwischen die Presse. Er habe etwas Angst vor der Presse gehabt, meinte er nachher. Aber die Presse wohl auch vor ihm. Zwischen kalten Bufetts, Cocktails und Ansprachen herumgereicht, versicherte Cocteau parise-



Schreibt in Bildern
Jean Cocteau